Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 24

Artikel: Solisten-Frühkonzert auf der St.Peters-Insel
Autor: Pesch, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672812

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ken sich Jungen um braungrüne Tanghaufen, die von der letzten Flut liegengeblieben; sie schmücken damit die Sandburgen, die sie zu bauen nie müde werden, obschon jede Welle eine Spanne weiter leckt und endlich das ganze Gebäude hinunterwäscht; denn das Meer ist eine unbegreifliche, gefühllose Kraft, die ihren Spaß daran hat, die Sandtürme der Kinder wegzuschwemmen, und, all der aufgewendeten Liebe und Arbeit nicht achtend, erst dann ruht, wenn alles soweit gleichgemacht ist, als ob nichts gewesen wäre. Aber die Kinder heben immer wieder den vollen Spaten und türmen, und immer wieder schlägt das Wasser darüber zusammen: Das ewige Spiel. — Dann zieht das Meer, wie wenn es die Gedanken des Menschenkindes erraten hätte, in eilig überstürzten, ellenhohen Wogen ein weißgesäumtes Wellenmäntelchen gegen Sand und Felsen, drängt mich mit den strickenden Frauen und kreischenden Kindern immer weiter zurück an den Fuß der granitenen Stadtmauern.

Bei Einbruch der Nacht sinkt das Meer wieder zusammen. Dunkle Gestalten mit Windlichtern bewegen sich in der Tiefe des Ufers. Mit kleinen Harken furchen sie den noch feuchten Sand und suchen der winzigen Fische habhaft zu werden, die darin lebendig begraben sind.

Dann stecken die Leuchttürme ihre Lichter auf. Ein alter Fischer zeigt sie mit der Hand und nennt mir ihre Namen. Weit draußen blitzt von Zeit zu Zeit ein blendend starkes Licht: „Das Kap." — Und dann fühlt man innerlich ein bescheidenes Schauern vor allem Endhaften und Letzten, und vor der weiten Größe unserer Welt.

Hans Rudolf Schmid

Solisten-Frühkonzert auf der St. Peters-Insel

Diese seltsamen Konzerte beginnen dort in der Regel um 5 Uhr morgens, kaum daß der Tag dämmert. Wir begeben uns in den Hochwald hinauf, der sich aus vielhundertjährigen Baumriesen aller Art zusammensetzt, weist doch die Insel im ganzen 25 Holzarten auf. Es hat Veteranen unter diesen Eichbäumen, die 20, ja bis 25 Kubikmeter Inhalt aufweisen.

Auf dem Wege zum Konzertplatz flitzen vor uns da und dort von den noch von J. J. Rousseau ausgesetzten wilden Kaninchen weg. Oben auf dem Bergrücken, in der Nähe des mittelalterlichen Barock-Pavillons, wo am 30. September 1810 die französische Exkaiserin Josephine anläßlich ihres Besuches auf der Insel als Gast der Berner Regierung empfangen und ihr zu Ehren ein solennes Fest gegeben wurde, stehen die Baumriesen derart zusammen, daß ihre Stämme die Säulen und die in großer Höhe ineinander gewachsenen Baumkronen gleichsam die Kuppel eines Domes, eines Naturdomes bilden. Man schreitet lautlos auf einem Moosteppich zu einem der Bänke aus Eichenholz, die für Riesenmenschen und für Jahrhunderte geschaffen erscheinen. Hier ist nun der Konzertplatz, wo wir all den vielen Solisten, die sich da oben in den Baumkronen, auf Tannengipfeln, in den Laubhölzern und im Gebüsch befinden, lauschen wollen. Die St. Peters-Insel ist ein Natur-Reservat, derart unberührt und ungestört, daß sich nach und nach 60 verschiedene Vogelarten hier angesiedelt haben, Arten, von denen unsereiner kaum die Hälfte dem Namen nach kennt, geschweige je gehört noch gesehen hat. Von unserer Bank aus blicken wir durch einen offenen Ausschnitt auf den Bielersee zu unsern Füßen, sehen Ligerz mit seinem wunderschönen Kirchlein mitten im Rebgelände, dann Neuenstadt und am obern Ende des Sees Erlach mit seinem Schloß. Ein allerliebstes Bild.

Es ist taufrisch in diesem dämmrig-grünen Dom. Da, vor uns, in dem Gebüsch an der abfallenden Berglehne bewegt sich etwas. Wir erkennen ein Pärchen Schwarzköpfe, mit Nestmaterial im Schnabel. Kaum, daß das Männchen seinen Teil an Ort und Stelle eingebaut hat, kann es sich vor Hochzeitsstimmung nicht mehr halten. Als erster Solist läßt das zierliche lebhafte Wesen mit den schönen Augen seine strahlend schöne jubilierende Strophe ertönen. Wie wenn es auf diesen Einsatz zum Morgenkonzert gewartet hätte, ertönt, vorerst unsichtbar für uns, der im Verhältnis zu seiner Größe ungemein kräftige, wohlklingende, mit Trillern durchsetzte Gesang des Zaunkönigs. Ziemlich weit entfernt, nur mit

dem Fernglas erkenntlich, verkündet auf einem Tannengipfel droben eine Drossel mit reinen vollen Tönen, daß soeben die Sonne aufgegangen sei. Eine Amsel vernimmt den Ruf und gibt ihn weiter. Beim unhörbaren Weiterschreiten vernehmen wir aus einem in Augenhöhe sich befindlichen Gebüsch eine ganz hervorragende Solistin, die neben ihrem angefangenen Nest eine träumerisch-süße Melodie vor sich hinsingt. Es ist die nachtigallen-ähnliche Grasmücke. Ein Rotkehlchen fällt ein, und so entsteht ein variationenreiches Duett.

Nach und nach vereinigen sich alle die vielen Feld-, Wald- und Wiesensolisten zu einem Gesamtchor und singen eine Jubel-Symphonie zu Ehren des Weltenschöpfers, der Sonne und der Lebensfreude. Es ist einfach herrlich.

Immer noch hört man aus dem Gesamtchor einzelne Solisten heraus, so den weittragenden schönen Flötenton des goldgelben, mit schwarz verbrämten Pirols oder diejenige des zierlichen Fittiglaubsängers. Staren, die über uns in einem Eichbaum droben ihre Jungen füttern, erzählen ihnen umständlich und weitschweifig, was sie auf ihrer letzten Hin- und Herreise über Italien und Afrika aus der wortwörtlichen Vogelperspektive vom Krieg gesehen haben. Alle die vielen Meisenarten zirpen einander die Fortschritte zu, die ihre Nestjungen machen. Knarrende quakende Töne von sich gebend, verläßt ein Paar der großen Sägetaucher, einer Entenart, ihre Baumhöhle, darinnen sich 10—12 Junge befinden, um im See drunten zu fischen. Wenn die Kleinen so weit sind, lassen sie sich hoch vom Baumloch auf die Erde fallen und ziehen dann in einer Prozession, die Mutter voran, den Bergabhang hinunter an den See.

Aber auch Mißtöne und Dissonanzen vernehmen wir in dieser Natursymphonie, namentlich wenn die hochkreisenden vielen Milane einander mit ihrem Katzengeschrei begrüßen, die Krähen sich melden. Lautlos läßt sich in unserer Nähe eine Elster nieder, metallisch schön leuchtet ihr Gefieder in der Sonne auf. Wie eine Negertrommel im Urwald ertönt das merkwürdig sonore Klopfen eines Buntspechtes, der an einem hohlen Baum ein Loch ausmeißelt.

So gegen 8 Uhr geht das eigentliche Konzert zu Ende, und dankbar ob dem eigenartigen Naturgenuß, aber auch hungrig, begeben wir uns in den Klostergasthof hinunter zum Frühstück.

Für die meisten Ostschweizer ist die St. Peters-Insel „Terra incognita", eigentliches Neuland.

In vorgeschichtlichen Zeiten bewohnten die Pfahlbauer die Ränder der Insel, wie aus vielen Funden hervorgeht, die namentlich in den 70er Jahren, als durch die Jura-Gewässerkorrektion sich der Spiegel des Bielersees um 1½ Meter senkte, zum Vorschein kamen. Ziemlich sicher war die Insel auch den Römern bekannt, und Haller vermutet, daß sich da oben, wo der Barock-Pavillon steht, der Opferplatz befand.

Geschichtlich wird die Insel, die eine Oberfläche von rund 90 Hektaren aufweist, erstmals im Jahre 957 erwähnt. Damals wurde sie von König Konrad von Burgund der Probstei Münster in Granfelden unterstellt. Im Jahre 1107 erhob Graf Wilhelm von Hochburgund die klösterliche Siedlung zu einem Cluniacenser-Priorat, das bis zum Jahre 1484 andauerte.

Nach der Reformation wurde die Insel dem „niedern Spittel", dem heutigen Burgerspital von Bern, als Eigentum abgetreten.

Durch den Aufenthalt des Schriftstellers und Philosophen Jean-Jacques Rousseau im Jahre 1765 wurde die Insel oft genannt. Der sechswöchige Aufenthalt auf diesem unberührten friedlichen Eiland bezeichnet der verfolgte gehetzte Dichter und Denker, der seiner Zeit soweit voraus war, als die schönste Episode in seinem Leben, und dementsprechend war auch der Schmerz, als er von der Berner Regierung den Befehl erhielt, die Insel innert 24 Stunden zu verlassen. Heute noch erinnern einem die beiden Zimmer, die Rousseau im dortigen Klostergasthof bewohnte und die so belassen wurden, wie er sie damals verließ, an diese für ihn so glückliche Zeit. Ein Schwalbenpaar hat jetzt darin sein Nest gebaut und fliegt durch das offene Fenster ein und aus.

Das Rebgut, aus dem der wie Maitrank mundende, so duftige Inselwein gekeltert wird, verwaltet und bebaut unter einem eigenen Rebschaffner der Burgerspital selber. Der wundervolle Wald untersteht der Aufsicht und der Pflege des Oberförsters der Burgergemeinde von Bern.

Zum Inselbetrieb gehört neben dem ganz vor-

züglich geführten Klostergasthof auch eine große Landwirtschaft, die neben Korn, aus dem dort ein „chüschtiges" Brot gebacken wird, den Inselbewohnern allerhand heute so begehrte Lebensmittel liefert.

Für Naturfreunde, die zur Abwechslung einmal einen Ort suchen, wo weder Auto noch Promenadenkonzerte, dafür aber wunderbare Ruhe, Wald, Wiesen, Wasser, unberührte Uferlandschaften vorhanden sind, wird ein dortiger Aufenthalt zum Erlebnis.

H. Pesch

Wodurch verschafft man sich Respekt?

Man kann im täglichen Leben immer wieder die Beobachtung machen, daß es nicht immer die Tüchtigsten und Fähigsten sind, die sich Respekt zu verschaffen verstehen. Oft kann man die Wahrnehmung machen, daß sehr fähige Menschen übersehen oder an die Wand gedrückt werden, nur weil ihnen jene wichtige Eigenschaft fehlt, die die Achtung der anderen erzwingt.

Bei den meisten Menschen muß man nämlich um die Achtung ringen; man kann nicht darauf warten und sich nicht darauf verlassen, daß die Menschen einem die Achtung von selbst entgegen bringen. Sowohl im Familienkreis als auch im Berufsleben und in um so höherem Maße in der breiten Öffentlichkeit, muß jeder durch mehr oder weniger verstärkten Nachdruck auf seine Kompetenz hinweisen.

Es gäbe viel weniger verzogene Kinder, eheliche Auseinandersetzungen, Differenzen zwischen Vorgesetzten und Angestellten, wenn die Menschen es besser verstünden, sich Respekt zu verschaffen. Zum „Respektverschaffen" gehört aber durchaus nicht die Anwendung von Gewalt oder heftigen Auftritten. Diese bewirken eher das Gegenteil, denn sie lassen unsere Schwäche oder unsere Unbeherrschtheit hervortreten, und vor einem schwachen, unbeherrschten Menschen, der Gewalt anwendet, kann man sich wohl ducken, aber er flößt keine Achtung ein. Dagegen ist bei einem ruhigen, sicheren Entgegentreten bei Auflehnung viel eher mit einer Rückkehr zum respektvollen Benehmen zu rechnen.

Es gibt natürlich Fälle, wo das Beherrschtsein und die Ruhe auch nicht helfen, wenn das Betragen der anderen aus irgend welchen Trotz-, Neid- oder sonstigen irregeleiteten Empfindungen immer wieder zu Ausfällen führt. Da muß man sich eben vom Grundsatz „Vorbeugen ist besser als Heilen", leiten lassen. Noch ehe es zu einem respektwidrigen Benehmen kommt, muß man in passenden Augenblicken auf die eigene Leistung oder auf das eigene Betragen hinweisen, welche Hinweise, sofern sie berechtigt sind, sicherlich Achtung hervorrufen werden.

Hand in Hand mit solchen Hinweisen muß man auch auf Konsequenzen achten. Was einmal gilt, muß immer und unumstößlich Geltung haben. Die Menschen beobachten viel eher die Schwächen der anderen, als ihre positiven Seiten, und darum verliert das Vorbild sehr bald die Achtung, wenn eine Lücke oder eine Lockerung der Grundsätze bemerkt wird. Man kann aber nicht immer lückenlose Kenntnisse und Unfehlbarkeit in der Leistung aufweisen; auch dem Tüchtigsten kann einmal ein Irrtum unterlaufen. Aber man muß geschickt genug sein, um eventuelle weitere Auswirkungen desselben zu verhindern. Besonders wenn man mehreren Personen zugleich Achtung einflößen soll, muß man auf der Hut sein, denn wenn einer unter ihnen eine kritische Bemerkung fallen läßt, dann ist die Gefahr vorhanden, daß die übrigen sich gleich anschließen und eine geschlossene Phalanx gegen ihren Vorgesetzten bilden. Zeigt man aber in solchen kritischen Momenten eine ruhige Haltung und gibt man seinen Irrtum in gleichmütigem, ungereizten Tone zu, dann wird der Respektlosigkeit jede Handhabe genommen.

Auch in der Ehegemeinschaft ist der Respekt ein wichtiger Faktor im Interesse des reibungslosen Zusammenlebens. Hier ist es natürlich wesentlich leichter, die Achtung des Partners zu erringen — sofern man nur darnach strebt. Aber erringen muß man sie auch hier — sowie im öffentlichen Leben. Man muß den Ehepartner gelegentlich daran erinnern, daß man auf Grund seiner Qualitäten ein gegenseitiges Anrecht auf Achtung hat.

N.Z.